



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Daniel Goetsch

Ein
Niemand

Roman

KLETT-COTTA

Der Autor dankt dem HALMA-Netzwerk

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet

GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98021-9

*Wer hat uns also umgedreht, dass wir,
was wir auch tun, in jener Haltung sind
von einem, welcher fortgeht?*

Rainer Maria Rilke

Flughafenwache Tegel, 27. Dezember 2006

Man hatte mir den Fall in groben Zügen geschildert. Ich machte mich auf einen leicht erregbaren Mann Ende dreißig gefasst, der sich mit großspurigen Gesten aus der Situation herauszureden versuchte und sich gelegentlich dumm stellte, wie ich es oft erlebt hatte. Ich täuschte mich. Er wirkte aufgeräumt, wenngleich erschöpft, wie er in seinem Parka und dem nachtblauen Rollkragenpullover am Tisch saß, den Blick auf seine Hände gesenkt, ein wenig ratlos, aber ohne eine Spur von Verzweiflung, sein Gesicht auffallend blass, wozu die Neonbeleuchtung beitrug, seine Frisur zerwühlt, als wäre er sich in den letzten vier Stunden häufig durchs Haar gefahren, das übrigens an den Schläfen ergraut war.

Man hatte ihm offenbar mein Erscheinen angekündigt. Er begrüßte mich mit Titel und Namen und schickte sich an, aufzustehen. Ich bat ihn, sitzen zu bleiben. Er lehnte sich zurück und schaute mich erwartungsvoll an. Erst als ich einige Aktenstücke, die im Grunde nichts Wesentliches enthielten, aus meiner Mappe nahm, begann sein Blick hin und her zu flirren. Vorsichtig stellte ich das Aufnahmegerät in die Mitte des Tisches. Ich befürchtete, er würde Einwände erheben. Das Gegenteil war der Fall.

»Das ist gut«, meinte er. »Sie müssen unbedingt alles aufnehmen.«

»Wie soll ich Sie ansprechen? Mir wurde gesagt, Sie bestehen

darauf, dass der Name in Ihrem Pass nicht Ihr richtiger Name sei.«

»Ich heiÙe Tom Kulisch.«

Man hatte mich in diesem Punkt vorgewarnt. Unnötigerweise, wie ich anmerken muss. Es war nicht das erste Mal, dass ich jemandem gegenübersaÙ, der seine Identität zu vertuschen suchte.

»Na schön, Herr Kulisch. Unser Gespräch wird aufgenommen. So verlangt es das Gesetz. Ich gehe davon aus, dass Sie mit diesem Vorgehen einverstanden sind.«

»Mehr als das. Ich bestehe darauf.«

»Für die Transkription wird festgehalten: Heute ist Dienstag, der 27. Dezember 2006, fünfzehn Uhr zwanzig, wir führen dieses Gespräch im Zimmer 103 der Flughafenwache Tegel.«

Bei der Erwähnung der Örtlichkeit konnte ich beobachten, wie er sich auf die Unterlippe biss. Er rückte mit seinem Stuhl dicht an den Tisch heran und beugte sich vor, als wollte er nichts zwischen sich und das Aufnahmegerät kommen lassen.

»Schön, Herr Kulisch. Dann erklären Sie noch mal, warum Sie sich heute Morgen mit den Beamten des Grenzschutzes angelegt haben. Ich vermute, Sie wissen, dass Sie als rumänischer Staatsangehöriger über einen gültigen Reisepass verfügen müssen, um nach Deutschland einzureisen.«

»Ich bin Deutscher«, stieß er hervor und sah mich flehend an.

Er wiederholte es einige Male, wobei seine Stimme immer dünner wurde. Natürlich war er frustriert, er hatte das alles bereits mehrfach gegenüber den Beamten vorgebracht, doch ich hatte keine Wahl, ich musste mit der Zermürbungstaktik fortfahren. Ich schenkte ihm Mineralwasser ein. Als er das Glas

zum Mund führte, fiel mir auf, wie er versuchte, das Zittern seiner Hände zu unterdrücken. Ich begann zu erahnen, was die Beamten in den letzten vier Stunden durchgemacht und warum sie schließlich um meinen Beistand ersucht hatten.

»Sie geben an, die deutsche Staatsangehörigkeit zu besitzen. Aber Sie werden verstehen, dass wir in diesem Punkt unsere Zweifel haben. Ihr Pass weist Sie eindeutig als Rumänen aus. Ihr Name lautet Ion Rebreanu.«

»Das ist ein Missverständnis. Das habe ich den Polizisten schon hundertsiebig Mal erklärt. Ich heiße Tom Kulisch. Ich bin Deutscher. Ich lebe normalerweise hier in Berlin.«

»Das müsste doch einfach zu beweisen sein.«

»Ja, eigentlich schon. Aber in meinem Fall ... «

Er brach mitten im Satz ab und schüttelte den Kopf.

Man hatte mich bereits im Vorfeld darüber aufgeklärt, dass er weder eine Wohnadresse angeben, noch irgendein Dokument vorweisen konnte, welches seine Behauptungen gestützt hätte. Indessen war in seinem Gepäck nebst den üblichen persönlichen Utensilien ein Bündel Postkarten gefunden worden, die auf Rumänisch geschrieben waren. Sie waren an einen gewissen Ion Rebreanu adressiert. Seinen Flug hatte er ebenfalls unter diesem Namen gebucht. Und das Foto im Pass sprach für sich. Es gab schlicht keinen Hinweis dafür, dass hier ein Missverständnis vorlag. Außerdem übersteigt es jedes menschliche Vorstellungsvermögen, sich auszudenken, wie ein solches Missverständnis geartet sein müsste, damit es zu einer entsprechenden Situation führen könnte, in der ein Deutscher fälschlicherweise für einen Rumänen gehalten würde. Der Mann konnte einem leid tun. Zwar war nicht zu überhören, dass er tadelloses Deutsch sprach. Aber bekanntlich gibt es in Rumänien eine deutschsprachige Minderheit.

»Sie sind aus Bukarest angereist«, sagte ich, wobei ich mich um einen unverfänglichen Ton bemühte. »Was haben Sie dort gemacht?«

»Ich habe auf eine Freundin gewartet. Lange gewartet, ich könnte noch nicht einmal sagen, wie lange. Das heißt, eigentlich ist sie keine richtige Freundin. Jedenfalls nicht meine.«

»Sie haben in Bukarest gelebt?«

»Es war grauenhaft.«

»Sie haben dort gelebt? Als Tom Kulisch? Deutscher Staatsangehöriger?«

»Nein, nein. Ich war Ion Rebreanu.«

Wochen mussten seit seiner Ankunft in Bukarest vergangen sein. So genau wollte er es gar nicht wissen. Jeden Tag stand er am Fenster und redete sich ein, dass Doina kommen werde. Sie hatte es versprochen, und alles, was er von ihr wusste, deutete darauf hin, dass sie eine Frau war, auf deren Wort man sich verlassen konnte. Wie üblich blickte er auf das gegenüberliegende Haus, das im späten Herbstlicht an einen Bunker erinnerte, die Fassade von einer Art Schorf bedeckt, eine Kruste aus Ruß und Grünspan, die Fenster schmal wie Scharten, dazwischen ein paar Einschusslöcher, Spuren einer Geschichte, in der er eigentlich nichts verloren hatte, und rundum der verwilderte Garten, knorrige Weißbuchen, Rankengewächse, eine Reihe von Fliederbüschen, die bis auf den Gehsteig hinaus wucherten. Sämtliche Häuser in dieser Straße darben seit Jahrzehnten vor sich hin, hatte ihm die alte Rebreanu anvertraut. Die sogenannte Revolution sei über sie hinweggefegt, über Häuser, Bewohner und Geister, ohne die winzigste Hoffnung aus ihnen herauszukitzeln. Geduld sei weiterhin die Tugend der Stunde. Geduld, lieber Ianusch.

Drei Tage wollte er Doina noch geben. Was waren schon drei Tage hochgerechnet auf ein Jahr, sagte er sich, als er aus dem Obergeschoss das Knarren der Holzdielen vernahm, das gewohnte Geräusch, wenn die Rebreanu sich vom Bett ins Bad schleppte. Er sollte Tee aufbrühen und einige Lokum anrichten. Er sollte ihr endlich die Wahrheit sagen. Über

seine Schulter hinweg betrachtete er die verstaubte Gemütlichkeit, die ihn schon seit Wochen beklommen machte, der antike Holztisch mit den vier nutzlosen Stühlen, das mit Zierkissen bestückte Sofa, der verblichene Wandteppich, der Schrank mit Vitrine, die aufgereihten Bücher, auf deren Rücken die Signaturen eines längst untergegangenen biochemischen Instituts klebten. Das war nicht seine Welt, aber in drei Tagen würde er sie sowieso verlassen haben. Drei Tage gab er Doina noch, keine Sekunde länger. Warum sollte sie sich nicht an die Verabredung halten? Genauso berechtigt war die Gegenfrage. Warum sollte sie?

Ihn grauste vor morgen, wenn er die alte Rebreanu wieder zur Apotheke begleiten musste, wo sie so lange auf die knochenbleiche Angestellte einredete, bis diese ihr, ohne auf eine ärztliche Verschreibung zu bestehen, das Rohypnol aushändigte. Und er würde wieder wie ein tumber Gehilfe im Laden herumstehen, dem unverständlichen Gerede lauschen und sich schämen. Die Angestellte würde noch bleicher zurückbleiben, sowie die Alte und er auf die brummende Calea Victoriei hinausträten. Sie würden ein Taxi anhalten, mit dem Fahrer aus Prinzip über den Preis streiten, in den zerbeulten Dacia steigen, die Alte auf dem Rücksitz, er neben dem Fahrer, der sich durch den Verkehr kämpfen würde, vorbei an einigen geschwärtzten Prunkbauten, der Universität, dem Nationalmuseum, dem Justizpalast, jenen letzten Zeugen eines klassischen Europas, von dem einige Unverbesserliche weiterhin träumten. Und die Rebreanu würde seine linke Schulter tätscheln. Das haben wir wieder mal prima hingekriegt, lieber Ianusch.

Er musste ihr die Wahrheit sagen, ermahnte er sich, als aus dem Haus gegenüber der Alte in seiner Trainingsjacke

trat. Domnul Vladescu, der biedere Bauingenieur im Ruhestand, musste jede Stufe einzeln überwinden. Sein arthritischer Körper wankte hin und her, während er sich mit beiden Händen am Geländer hinunterhangelte. Mit den rot geränderten Kulleraugen glich er einem seiner Dackel. Sein Leben lang habe er *Radio Free Europe* gehört, behauptete die Rebreanu, einzig um den Feind zu belauschen. Er habe für das Innenministerium gearbeitet, und es sei bekannt, dass diese Gesellen sich nur die Begabtesten ausgesucht hätten; aus einem Volk von Feiglingen diejenigen, die vor lauter Angst ihr Gewissen verleugneten und bereit gewesen seien, ihre ganze Person in den Dienst der Lüge zu stellen, die vollendeten Verräter.

Wie üblich nahm Domnul Vladescu die Gießkanne und schlurfte über den Garagenplatz zu dem Blechnapf, der seinen drei Dackeln als Tränke diente. In den vergangenen Wochen hatte er gerade mal vier, fünf Sätze mit ihm gewechselt. In einem angenehm beiläufigen Französisch. Das Wetter, der Zustand der Straße, die unheilbaren Gebrechen: Sie waren sich in allem einig gewesen. Im Gegensatz zu seiner Gattin, Doamna Vladescu, die stets missgünstig unter ihren violett geschminkten Lidern hervoräugte, wirkte er, der vermeintliche Verräter, mit sich im Reinen, so als überschaue er den Horizont seiner Biographie, ohne mit einem möglichen Dahinter zu hadern. Die Geschichte ist, was sie war. Alles Weitere bleibt dem Schicksal überlassen. Oder so ähnlich. Domnul Vladescu, ohne Anzeichen irgendeiner Reue, goss Wasser in den Hundenapf. Danach steckte er sich eine Filterlose an und betrachtete die Wolkenbilder, gelblich braune Schlieren am Himmel. Nicht einen Atemzug lang schien es ihn zu kümmern, dass seine Dackel von Tag zu Tag träger

wurden, dass sein Garten verwilderte, das Viertel verkam und der Diktator längst tot war.

Nach einer Weile erschien eine bucklige Gestalt in einer pinkfarbenen Strickjacke. Doamna Vladescu beugte sich über das Treppengeländer und linste zu dem Haus hinüber, von dem aus er sie beobachtete. Wegen des Lichteinfalls konnte sie ihn unmöglich hinter der Fensterscheibe sehen, noch nicht einmal seine Umrisse. Natürlich musste die Tatsache beunruhigen, dass ein Fremder hier unangekündigt auftauchte, in der Gliulamila, in diesem abseitigen Viertel, das wie durch ein Wunder von der Bauwut des Diktators verschont geblieben war. Und dass dieser Fremde ausgerechnet bei der Rebreanu unterkam. Das konnte kein Zufall sein. Eine dunkle Fügung? Gar eine Verschwörung? Oder handelte es sich bei dem Fremden tatsächlich um den verschollenen Enkel? Wann war der kleine Rebreanu zum letzten Mal hier gesehen worden? Vielleicht erinnerte sich der eine oder andere an einen Bengel, der bei seiner Bunică war, der Großmutter, wenn sie mal wieder aus dem Westen angereist kam, mit Koffern voller Damenstrümpfe, Kaffee und Schokolade. Ein sonderbarer Junge, der lieber mit Hunden spielte als mit Gleichaltrigen, der lieber Bücher las als den Ball gegen das Garagentor zu knallen, der Ianusch gerufen wurde, obwohl er Ion hieß, dessen Eltern offenbar geschieden und seit langem auf dem Sprung in den Westen waren, wie es die Alte vorgemacht hatte, die angeblich ein feudales Leben in Zürich führte, jedenfalls tat sie so.

Er musste ihr endlich die Wahrheit sagen, beschwor er sich, während auf der anderen Straßenseite Doamna Vladescu zu ihrem Gatten trat, der seine Kippe in die von Unkraut durchwucherte Wiese schnippte. Um die Wahrheit zu

sagen, hätte er allerdings die alte Rebreanu erreichen müssen. Doch das tägliche Rohypnol vernebelte ihren Verstand, erzeugte in ihr eine wattige Binnenwelt, in die kein Funke Wirklichkeit mehr eindrang. Egal, wer vor ihr stand, sie würde stets ihren Enkel sehen, den verehrten Ianusch. Man müsste mit der Hand durch den Rohypnolrausch hindurchgreifen, man müsste sie packen und schütteln, man müsste die richtigen Worte finden.

Er stieg die Treppe hoch, ging ins Bad und benetzte sich das Gesicht. Er ärgerte sich, dass die Schwellung an seinem linken Auge noch immer nicht abgeklungen war und das Lid ein wenig herabhing. Während er eine Salbe auftrug, flackerte ihm im Spiegel die Ahnung eines anderen Lebens entgegen, doch der dazugehörige Name war ihm entfallen. Er kehrte in den Flur zurück, warf einen Blick ins Gästezimmer und erkannte unter dem Fensterbrett seine Reisetasche, und ihm wurde bewusst, welchen Irrlauf er zurückgelegt hatte, um hierher zu gelangen, und ihm wurde auch bewusst, dass er sich keinesfalls sicher fühlen durfte. *Hüte dich vor den Rachsüchtigen*. Doinas Worte, die er längst verinnerlicht hatte.

Er betrat das einzige vom Tageslicht durchflutete Zimmer dieses Hauses. In der Mitte stand das Doppelbett, in dem die Rebreanu wie üblich vor sich hin döste. Hätte sie das Rohypnol nicht gebraucht, hätte sie diesen Raum wohl gar nie verlassen. Wozu denn? Nur um dort draußen auf ein Viertel zu stoßen, eine Stadt, eine Wirklichkeit, die längst nicht mehr ihre war. Europa zum Beispiel. Europa sei die Karotte, die vor unserer Nase baumle, hatte sie neulich ausgerufen. Und sie hoffe, sie lebe nicht unter lauter Eseln. So ähnlich musste Ion gedacht haben, sagte er sich, während er

die Alte musterte. Ihre gichtigen Hände auf der Bettdecke, ihr watteweißes Haar, das sich kaum vom Kissen abhob, ihr wächsernes Gesicht, das an eine Totenmaske gemahnte. Bestimmt hatte sie die achtzig überschritten. Wenn sie von Vergangenen erzählte, schien ihr Leben ein Jahrhundert zu umspannen, genau jenes Jahrhundert, dem niemand nachtrauerte. Ihr Deutsch klang veraltet. Wie kam sie überhaupt dazu, mit ihrem Enkel Deutsch zu sprechen? Wollte sie ihm weismachen, sie habe in den Jahren im Zürcher Exil ihre eigene Sprache verlernt, das fremde Deutsch habe sozusagen ihr Rumänisch überlagert?

Er hörte ihren Atemstößen an, dass sie gar nicht schlief. Dennoch wirkte sie abwesend. Für sie musste sich das Leben längst woanders abspielen, in der Nebel verhangenen Landschaft zwischen Erinnerungen und Rauschfantasien, in einer heilen Welt voller Enkel und Apotheken und ohne Kommunisten. Selten tauchte sie aus der Versenkung auf. Dann verlangte sie eine Tasse Schwarztee, ein Gläschen Țuikă, ein paar Lokum oder eine Zigarette. Dann seufzte sie und meinte, das Alter sei eine einzige Zumutung. Dann bat sie ihn, aus Ciorans Werk vorzulesen, und während er die lebensverneinenden Sätze wiedergab, entschlüpfte ihr gelegentlich ein Glucksen. Dann beklagte sie sich über die Vladescus, denen sie während der Eiszeit kofferweise Damenstrümpfe und Kaffee geschenkt habe, wenn sie zu Besuch gekommen sei. Und irgendwann begann sie von Zürich zu erzählen, ihren besten Jahren, Zürich im Frühling, Zürich im Herbst, Zürich trotz der Föhnlage, die schreckliche Kopfschmerzen verursachte. Von der herzensguten Rodica Lusztig, von den anderen Emigranten, allesamt kultivierte Rumänen, Magyaren, Jugoslawen, die dem Kommunismus

entronnen waren, aber nie über ihr Schicksal jammerten. Das Exil in Zürich sei ein Segen gewesen, betonte sie und verweilte einige Sekunden bei der Vorstellung. Ein Segen, bis die Wende kam und sein Vater in Zürich aufkreuzte. Sie schielte zu ihrem vermeintlichen Enkel hinüber. Es tue ihr leid, das zu sagen, aber sein Vater sei ein Teufel. Wenn Mikail nicht gewesen wäre, ihr Gatte, Gott habe ihn selig. Leider habe er keinen Sinn fürs Zwischenmenschliche gehabt, bloß für sein biochemisches Institut. An dieser Stelle kramte sie jeweils das Schwarzweißfoto hervor, das unter ihrem Kissen ruhte. Ihre Hand bebte, wenn sie sich das Bild vors Gesicht hielt. Wie auf Knopfdruck wurde sie zur trauernden Witwe. Er habe seine Augen, meinte sie und streckte ihm das abgefingerte Stück Fotopapier entgegen, das Abbild eines Manns in einem weißen Kittel, das schwarze Haar nach hinten gegelt, um den Mund einen spöttischen Ausdruck. Er sei viel zu nachsichtig gegenüber dem Schwiegersohn gewesen, und das habe sich gerächt. Stets sprach sie mit matter Stimme die immer gleichen Sätze, als müsste sie den Text für eine ungeliebte Rolle auswendig lernen. Dann zum Schluss jeweils der Trost: Wenigstens dürfe sie ihre letzten Tage an der Seite ihres Enkels verbringen, Gott sei Dank.

Sie verlangte nach einer Zigarette. Er beugte sich, ohne einzuatmen, über sie und steckte ihr eine Kent zwischen die Lippen. Er zückte ein Feuerzeug. Flink ergriff sie sein Handgelenk und zog die Flamme zu sich heran. Für einen Augenblick wurde die Kraft spürbar, die einmal in diesem hinfalligen Körper gewirkt haben musste. Sie stieß den Rauch durch die Nase aus. Was für ein Leben, stöhnte sie und richtete sich ein wenig auf. Wie üblich entfernte sich ihr Blick durch ihn hindurch.

»Sei froh, Ianusch, dass du noch jung bist.«

Er wartete einige Sekunden, um wieder einmal einen Versuch zu wagen.

»Du erinnerst dich doch an Doina?«

Ihre wässerigen Augen wurden schmal.

»Doina und ich waren zusammen. Du musst dich an sie erinnern.«

»Die Tochter vom Anwalt?«

Er zuckte mit den Schultern. Woher sollte er wissen, wer Doinas Vater war.

»Die Tochter vom Anwalt heißt nicht Doina. Außerdem lebt sie jetzt in Genf. Zusammen mit einem Kieferchirurgen aus Timișoara. Ein Magyar, wenn ich mich nicht täusche. Sie haben einen autistischen Sohn. Warum hast du keine Kinder?«

»Allein klappt das nicht.«

»So viele Mädchen, Ianusch. Jedes Mal, wenn ich hier war, ein neues Gesicht. Wie hätte ich mir all die Namen merken sollen. Irgendwann musst du dich entscheiden. Du kannst nicht dein Leben lang ausprobieren. Werde bloß nicht wie dein Vater, dieser Teufel.«

»Und du bist dir sicher, es hat sich hier nie eine Frau gemeldet, während ich unterwegs war? Eine lebenslustige Brünnette in meinem Alter?«

»Nein, du bist nicht wie dein missratener Vater. Du schlägst zum Glück nach unserer Seite. Die Augen wie Mikail, die dünnen Beine wie Oana, deine arme Mutter, Gott habe sie selig. Sag, Ianusch, brauchst du Geld?«

Er wollte sie anschreien. Stattdessen sah er zu, wie Zigarettenasche auf die Bettdecke fiel.

»Wenn du Geld brauchst, nimm, so viel du willst.«

Ihre Hand tastete nach der Packung auf dem Nachttisch. Er reichte sie ihr. Sie legte sich eine Tablette unter die Zunge und sank ins Kissen zurück.

»Gib mir ein Küsschen, Ianusch.«

Seit mehr als vier Wochen tat er sich das an. Dieselben Worte, dieselben Gesten. Vielleicht war es zu spät, um noch auf die Wahrheit zurückzukommen. Er verließ das Zimmer, das erfüllt war von Zigarettenrauch, dem Duft alter Wäsche, Hautcreme und süßklebrigem Parfüm, ein Duft, der ihn an einen fernen Ort erinnerte, vermutlich seine Kindheit. An eine eigene Großmutter konnte er sich beim besten Willen nicht erinnern. Überhaupt hatten sämtliche Gesichter aus seiner Vergangenheit nach und nach ihre Konturen, ihren Ausdruck, letztlich ihre Bedeutung verloren, waren bis zur Unkenntlichkeit verblichen, und an ihrer Stelle schimmerten ovale Schemen vor einem milchig trüben Hintergrund. Dabei hatte er sich nie gegen das Erinnern gewehrt. Im Gegenteil, er versuchte es stets von neuem, versetzte sich an die Schauplätze seiner Kindheit, vergegenwärtigte sich die durchgrünte Wohnblocksiedlung, in der er seines Wissens aufgewachsen war, seine ersten Abenteuer, die Schulzeit, dann der Aufbruch, die Flucht aus der Provinz nach Berlin, das Studium, die große Liebe, der sich anbahnende Alltag, der sogenannte Ernst des Lebens. Doch so sehr er in sich wühlte, seine Erinnerungen nahmen keine Gestalt an. Selbst die Namen und Orte blieben Behauptungen. Er war doch wohl noch derjenige, der er gewesen war?

In der Küche setzte er einen Topf Wasser auf. Er legte zwei Teebeutel bereit und wartete. An den Gasgeruch hatte er sich gewöhnt, ebenso an den tropfenden Wasserhahn. An

die Kälte, die durch die Hintertür und den Fensterrahmen drang. An die Kakerlaken, die unter dem Küchenschrank umherflitzten. An den winzigen Innenhof mit dem Geräteschuppen und dem Plumpsklo, das niemand mehr benutzte. In den vergangenen Wochen hatte er jeden Winkel erkundet. Dieses Haus besaß für ihn kein Geheimnis mehr. Dabei war er sich sicher gewesen, dass die Nummer acht in der Gliulamila das Ziel seiner Suche sein müsse. Andernfalls hätte er die Reise womöglich gar nie auf sich genommen. Aber was half ihm der Konjunktiv? Im Kühlschrankschrank fand er eine Untertasse mit Resten einer Auberginenpaste. Er bestrich damit eine Schnitte ungesalzenes Brot. Er hatte noch nicht einmal gefrühstückt, und es war schon vier Uhr nachmittags. Draußen kläfften die Dackel, ein Moped krachte vorüber, und von weitem war das Heulen einer Polizeisirene zu hören.

Doina hatte in ihrer letzten Postkarte beteuert, sie werde am ersten Freitag im November im Haus der Bunică erscheinen. Es gab Tage, da beschlich ihn der Verdacht, sie habe ihn bloß loswerden wollen. Andererseits bewiesen ihre Sätze, wie sehr sie ihn liebte, vielleicht nicht ihn, aber immerhin denjenigen, für den er gehalten wurde. Sie wird kommen, weil sie kommen muss, sagte er sich, während er durchs Fenster beobachtete, wie Doamna Vladescu die Fliederbüsche entlangstreifte und gelegentlich mit der Ferse in die Wiese stapfte. Wie viele Mäuse mochte sie schon zertreten haben? Bevor sie hinter dem Haus verschwand, äugte sie erneut in seine Richtung. Vergeblich, ich bin unsichtbar, dachte er, während sein Blick die Flecken auf der Fassade umkreiste, die er seit seiner Ankunft für Einschusslöcher gehalten hatte. Mit einem Mal erschien ihm das unwahrschein-

lich. Die sogenannte Revolution hatte sich in der Innenstadt abgespielt, wie er wusste. Die Scharfschützen, die aus dem Nichts gekommen zu sein schienen, hatten ihren Schrecken um den Universitätsplatz herum verbreitet, hatten von Dächern aus wahllos in die Menschenmenge geschossen. Unmöglich, dass sich eine Kugel bis hierher hätte verirren können. Vielleicht stammten die Löcher in der Fassade aber auch aus dem Weltkrieg, sofern es sich überhaupt um Einschusslöcher handelte. Seltsamerweise schien der Weltkrieg hier gar nicht stattgefunden zu haben. Niemand sprach darüber. Das Elend begann erst nach dem Krieg, erst mit dem Diktat der Sowjets, mit der Gründung der übermächtigen Partei, die sich der Züchtung eines neuen Menschen annehmen wollte. Vielleicht waren es gar keine Einschusslöcher, sagte er sich, sondern Flecken, die von einem Schimmelpilz herrührten, der das Gemäuer von innen her auffraß. In der Gegend treibe ein berüchtigter Pilz sein Unwesen, hieß es, ganze Häuserzeilen seien von ihm befallen. Nun, was wusste er schon von dieser Gegend, diesem Land, von dessen Geschichte, der Geschichte überhaupt.

In ihren seltenen luziden Momenten hatte ihm die Rebrenu ihre Version erzählt. Der Kommunismus sei schuld. Mit dem Kommunismus habe der Wahnsinn Eingang in den Lebensalltag der Leute gefunden. Von einem Tag auf den anderen habe sich niemand mehr um Haus und Garten gekümmert. Warum auch? Niemand wusste, wie lange er noch in seinem Zuhause leben durfte. Jeder musste damit rechnen, dass der Diktator dieses Viertel genau so plattwalzen lasse wie die anderen. Seine Vernichtungswut hatte System; von Systematisierung war die Rede, seit er an der Macht war. Das Leben sollte umgestaltet werden, und leider folgten seinen

Worten Taten. Das Viertel östlich des Boulevards, einst eine lockere Ansammlung von Einfamilienhäusern im Stil der Jahrhundertwende, musste einer Wohnblocksiedlung weichen. Nun standen dort Zementklötze mit durchnummerierten Hauseingängen, leckenden Wasserrohren und toten Steckdosen. Und durch das historische Stadtzentrum, das einst mit seinen Steinhäusern an Paris erinnerte, ließ der Diktator eine Schneise schlagen, eine künstliche Prachtstraße, die genau einen Meter breiter war als die Champs-Élysées. Und auf dem Gipfel seines Bauwahns entwarf er, der ursprünglich Schuster gewesen war, den Volkspalast, ein Monster von Gebäude, nur geringfügig kleiner als das Pentagon. Die Armee wurde dafür eingesetzt, der Bau verschlang das halbe Volksvermögen und mehr als ein Dutzend Menschenleben. Wie hätte da noch jemand seinen Garten pflegen mögen? Es gab damals keine Zukunft, weil ein Wahnsinniger die Gegenwart gestaltete. Es gab keine Hoffnung, weil ein kleiner Schuster über das Schicksal der Leute bestimmte. Es gab keine Sprache, weil ein Diktator jeden Begriff besetzte. Den Leuten blieben nur ihr jämmerlicher Alltag sowie die Einsicht, einer unberechenbaren Wirklichkeit ausgeliefert zu sein. Das machte einen kleinmütig, misstrauisch und ängstlich, aber auf verquere Weise auch wieder großzügig. Denn es gab nichts zu gewinnen. Man schmiedete keine Pläne, man sparte nicht, schaute nicht voraus. Man ließ sich auf beiläufige Weise gehen. Von Bedeutung war stets nur der Augenblick, die konkrete Begegnung im Hier und Jetzt. Immerhin entstanden so Humor und Freundschaft.

Am Abend saß er wie gewohnt auf dem Sofa, eingehüllt in den sepiafarbenen Schein der Stehlampe. Er las in einer

wissenschaftlichen Abhandlung über die Entstehung der Gefühle. Verfasser war ein gewisser Mikail Rebreanu. Er stieß auf eine Passage, die von der Schmerzresistenz der sogenannten Wilden handelte, ein Phänomen, das angeblich durch Versuche eindeutig belegt war. Hinter den Zeilen erblickte er zwei Männer in Laborkitteln, die einem schwarzen Jungen ein glühendes Eisen zwischen die Augen drückten. Als über ihm die Spülung erbrach, schreckte er auf. Er verweilte einige Sekunden lang zwischen dem Traumbild und der antiquierten Stube. Manchmal erschien ihm seine Gegenwart hier, in der Welt der alten Rebreanu, wie eine unwahrscheinliche Verschränkung, als ob sich zufällig zwei Leben berührten, die sich sonst in verschiedenen Wirklichkeiten abspielten, eine undichte Stelle im Gefüge der Zeiten, eine metaphysische Lücke. Dann wieder hielt er solche Überlegungen für vollkommenen Quatsch.

Er trat zum Fenster und blickte auf die kärglich beleuchtete Gliulamila hinaus. Er horchte nach Geräuschen aus dem Obergeschoss. Er machte den Fernseher an. Einmal mehr staunte er über das Spektakel, die Talkshows, Quizshows, Castingshows, die bis hin zu Signet und Logo identisch waren mit denen, die er aus dem deutschen Fernsehen kannte. Zwar war die Sprache eine andere, aber die Stimme des Moderators, seine Phrasierung, sein Zähneblecken, ebenso die fröhlichen Claqueure auf der Tribüne im Hintergrund, genau wie dort, damals. Wir sind die Welt. Wir stellen das dar, was wirklich ist. Wir bedeuten alles. Komm zu uns, werde ein Teil von uns, denn allein bist du nichts.

Jemand polterte gegen die Haustür. Er musste vor dem Fernseher eingeschlafen sein. Er öffnete das Fenster und erblickte die Gestalt eines Mannes, der auf der Vortreppe auf

und ab stampfte. Kaum hatte er die Tür aufgesperrt, stürmte der Fremde herein und überschüttete ihn mit einem Schwall heiserer Flüche. Der Mann roch nach Schnaps und griff mit beiden Händen in die Luft.

»Nu vorbesc românește«, entgegnete er ihm.

Den anderen schien das nicht zu kümmern, der brüllte weiter und versuchte, zur Treppe zu gelangen, was er mit einem ausgestreckten Arm verhinderte. In den Augen des Fremden blitzte eine Wut auf, die sich wohl aus Jahrzehnten voll Erniedrigung genährt hatte.

»Lass ihn, Ianusch. Der Mieter ist ein anständiger Mensch.«

Die Rebreanu stand in ihrem blassblauen Morgenmantel am Kopf der Treppe, das Haar flüchtig zurechtgekämmt, das Gesicht mit einigen Tupfern Rouge aufgeschönt. Sie stützte sich mit der linken Hand am Geländer ab, weniger als Pose denn aus Notwendigkeit. Sie warf dem Fremden einen Satz auf Rumänisch zu. Du schon wieder. Was willst du hier. Oder so ähnlich. Noch durch ihre gebrechliche Erscheinung hindurch verströmte sie eine Arroganz, die unerschütterlich schien. Zwischen ihr und dem anderen jagten die Worte hin und her, mal lauter, mal spitzer. Bald überschlug sich die Stimme des Fremden, die Venen an seinem Hals traten hervor, während sich die Miene der alten Rebreanu sachte veränderte, ihre Verachtung verwandelte sich in Belustigung. Das würde die Sache nicht vereinfachen, sagte er sich. Als der Tobende einen Fuß auf die erste Stufe setzte, fragte er die Alte, ob er den Kerl hinausschmeißen solle. Ohne abzuschätzen, ob er dazu überhaupt im Stande gewesen wäre. Im selben Moment traf ihn der Blick des Fremden.

»Cine este el?«

Die Frage richtete sich an die Rebreanu. Sie wedelte mit

einer Hand vor dem Gesicht, als erreiche sie plötzlich ein strenger Geruch. Cine este el? Wer ist er? Die Frage hallte wider, waberte durch das Treppenhaus, legte sich wie ein Film über die Dielen, die Tapete, die Zimmerdecke, verdunkelte den Augenblick, ließ den Raum auf magische Weise schrumpfen, erzeugte eine Stimmung, die nach Wahrheit schrie, einer Wahrheit, die jede Sekunde der vergangenen Wochen umgedeutet hätte, und das Echo jener Frage wirkte fort, knisterte durch sämtliche Bewusstseinschichten hindurch, übertrug sich auf jeden Gedanken, lenkte jeden Hirnstrom und erreichte schließlich das Gewissen des vermeintlichen Ion. Cine este el? Wer ist er?

»Ein Niemand«, erwiderte die alte Rebreanu, nachdem der Fremde mit hochgezogenen Schultern das Haus verlassen hatte. »Der Mieter war schon immer so. Ein undankbarer Menschenschlag.«

»Warum nennst du ihn *Mieter*?«

Er lehnte mit dem Rücken gegen die zugesperrte Eingangstür.

»Es ist nicht seine Schuld. Nach dem Krieg und der Machtergreifung der Kommunisten wurde alles neu verteilt. Der Staat hat unser Haus beschlagnahmt und die beiden hier einquartiert, den Mieter und seine Frau, zwei armselige Bauern aus den Karpaten. Weiß Gott, was sie hier verloren hatten. Nach der Wende haben wir prozessiert. Wir wollten unser Haus zurückhaben. Das Ganze zog sich hin. Aber wir haben einen guten Anwalt, Maître Maurer. Du kennst seine Tochter.«

»Doina Maurer?«

»Er ist ein guter Anwalt. Teuer, aber gut. Schließlich sprach uns das Gericht in erster Instanz das Haus zu. Wir wurden

verpflichtet, für den Mieter eine neue Wohnung zu suchen. Drüben in Pantelimon haben wir eine Dreizimmerwohnung gefunden. Und die Miete für ein Jahr vorgeschossen. Der Mann kann sich wirklich nicht beklagen.«

»Offensichtlich ist er anderer Meinung.«

»Der Prozess hat Jahre gedauert. Wenn ich daran denke, wie viel wir für den Anwalt bezahlt haben. Und mein lieber Mikail, der Ärmste, Gott hab ihn selig, hat das Urteil nicht mehr erlebt. Und das nennen sie Gerechtigkeit.«

»Der Kerl wird keine Ruhe geben.«

»Er brüllt ständig. Seine Frau ist taub. Außerdem ist er betrunken. Wenn er Schnaps getrunken hat, taucht er hier auf und macht sich wichtig. Ich habe nichts gegen ihn. Für solche Leute war der Kommunismus ein Glücksfall. Endlich durften sie in einem Haus wohnen und ihre schwachsinnigen Kinder auf die Universität schicken. Wir dagegen wurden schikaniert, wir verkörperten das dekadente Bürgertum, den Klassenfeind, was weiß ich. Der Mieter und seinesgleichen haben ihre Zeit gehabt, sie haben fünfzig Jahre lang triumphiert, aber sie haben nichts erreicht. Und jetzt sind wir wieder dran. Jetzt leben wir wie zuvor. Nur dass uns fünfzig Jahre geraubt wurden. Ach, ich bin müde. Gib mir ein Küsschen, Ianusch.«

Es schmerzte, sagte er sich. Aber die Wahrheit würde noch heftiger schmerzen. Und wie würde die Wahrheit lauten? Ich bin nicht Ion. Ich bin ein anderer. Aber wer ist Ion, wenn ich ein anderer bin? Ist in Wahrheit nicht Ion der andere? Ein einziges Bild hatte er von ihm.

* * *

Er hatte dagelegen, bäuchlings, über den Bordstein geknickt, die Beine in den Jeans leicht angewinkelt, eine Laufbewegung andeutend, und unter dem Parka ein weißes T-Shirt mit einem Aufdruck, der nicht zu entziffern war, den linken Arm schlaff über die Fahrbahn ausgestreckt, als hätte er im letzten Moment nach einem Halt gesucht, der berüchtigte Griff ins Leere, während Schulter und Kopf auf dem Gehsteig ruhten, wie hingebettet, regungslos, nur der rechte Arm unter dem Rumpf eingeklemmt, die Hand auffällig verdreht, wie falsch ins Gelenk verschraubt, und das Gesicht nur zu zwei Dritteln sichtbar, zwischen schwarzen Haarsträhnen hindurch, ein unverletztes Antlitz, in die Ferne gewandt, gedankenverloren, wie abwesend, die schmale Nase allem Anschein nach unversehrt, wie auch die blasse Stirn, keine Schramme, nirgends, der Mund merkwürdig verkniffen, als sei auf den Lippen jäh ein Schrei abgerissen, ein schockgefrorenes Entsetzen, gleich einem Schnappschuss, sekundenhaft, flüchtig und doch verewigt, dann die Augen, zwar aufgesperrt, aber ohne Blick, wie ausgeknipst, und jenes dunkle Rinnsal aus dem rechten Ohr, das über Wange und Kinn auf das Pflaster hinabtropfte.

Der ist nicht mehr da, sagte sich Tom Kulisch, genau in diesen Worten, während er in der Prenzlauer Allee auf ihn hinunterblickte. Er konnte sich nicht von dem Anblick lösen, nicht von der Stelle rühren, noch nicht einmal, als eine Traube von Schaulustigen sich um ihn drängte und das Geheul des Notfallwagens näherkam.

Schicksal war ein Wort, für das er lange nur Spott übriggehabt hatte. Mit dem Glauben ans Schicksal könnte man gewiss gut einschlafen, was aber sollte man nach dem Erwachen damit anfangen; nur Angsthasen würden sich dem Schick-

sal überantworten. Er, Tom Kulisch, brauche kein Schicksal, teilte er jedem mit, der es hören wollte. Doch selbst im Rückblick konnte er sich nicht erklären, warum er ausgerechnet in jener Sekunde an der Kreuzung auf der Prenzlauer Allee stand. Er hätte zu dem Zeitpunkt nicht dort sein sollen.

Erst kürzlich und eher gegen seinen Willen war er in die Gegend gezogen. Er hatte diese Ecke nie gemocht, diesen ach so begehrten Berliner Kiez, der aus schick sanierten Altbauten und breit gepflasterten Straßen bestand. Die Bewohner, durchwegs Leute um die dreißig, trugen ihre Saturiertheit zur Schau, mit modischen Sonnenbrillen und gezielt nachlässiger Kleidung, stets darum bemüht, zugleich entspannt und vielbeschäftigt zu wirken. Ärger wurde mit wohlfeilen Sprüchen überstimmt, Zweifel von einem Scheinwerflächeln überstrahlt, niemand wollte als Spielverderber gelten und schon gar nicht als Verlierer.

Nicht das Schicksal hatte Kulisch in diesen Kiez verschlagen, vielmehr der schnöde Zufall. Er hatte, wie man so sagt, Glück im Unglück gehabt. Nach dem Desaster mit Julia hatte er dringend eine Wohnung gebraucht. Da hatte es bestens gepasst, dass er eines Nachts in der Havel Bar seinem früheren Studienkollegen Alexander Rensing begegnet war, der beabsichtigte, für einige Monate nach Boston zu verreisen. Zwei, drei Bier, ein einvernehmliches Gelächter, ein Schulterklopfen, und das unverhoffte Wiedersehen mündete in eine Wohnungsübergabe. Der gute Rensing erklärte sich bereit, ihm seine Bleibe zu überlassen. Gib den Pflänzchen Wasser, füttere die Spatzen und sei nett zu den Nachbarn.

Tom Kulisch und Alexander Rensing hatten sich während des Studiums nie wirklich angefreundet. Aus den gemeinsamen Jahren, den unzähligen Stunden in Hörsälen hatten

sie immerhin so etwas wie Zutrauen zueinander gewonnen. Überdies dürfte Kulischs Schilderung, wie seine neunjährige Beziehung mit Julia in die Brüche gegangen war, den anderen gerührt haben. Aus der Ferne hatte er die Anfänge jener Liebesgeschichte mitbekommen. Tom Kulisch und Julia Schweiger, ein beneidenswertes Gespann, meinte der Kollege an jenem Abend in der Havel Bar. Sie hatte damals in einer Taverne gearbeitet, die aufgrund ihres Weinangebots bei den angehenden Romanisten beliebt gewesen war. So mancher hatte zwischen Burgunderflaschen und Rauchschwaden hindurch die aparte Aushilfskellnerin angehimelt. Schon damals hatte Kulisch gehaut, dass er nicht der Einzige war, der Julias eigentümliche Art, ihre Abgeklärtheit, ihre ein wenig verschattete Schönheit wie auch ihre Ballerinafigur begehrenswert fand. Mehrmals und für Kulischs Geschmack eine Terz zu laut schwärmte Rensing nun von Julia. Eine Frau zum Niederknien, verkündete er und stemmte sein Bierglas in die Höhe. Wie anmutig sie sich zwischen den Tischen hindurchgeschlängelt habe, wie keck sie die dummen Sprüche erwidert habe, und nun so was. Na ja, manchmal habe sie ein bisschen düster gewirkt, fügte Rensing mit seinem Grinsen hinzu, das schon während des Studiums stets einen Zug ins Überhebliche gehabt hatte. Kulisch war nie dahintergekommen, worauf das gründete. Rensing war nicht beliebt gewesen, aber zu einem wahren Außenseiter hatte es auch nicht gereicht. Er hatte zu jenen gehört, die man nach der Hörsaalnummer oder der Skriptseite fragt, deren Nähe man jedoch meidet. Und er machte es einem wirklich nicht leicht, musste Kulisch abermals feststellen. Schon nach drei Bier strahlte Rensings Gesicht eine Selbstgefälligkeit aus, die sich unerschütterlich gab. Er leitete

jeden seiner Sätze mit der ersten Person Singular ein, feierte hemmungslos ein Fest des Ich und schien in sich so aufgehoben wie gefangen zu sein. Sein Gegenüber war ihm bloß ein Resonanzkörper, worin seine Worte widerhallten. Diese Unart, die ihm selbst nicht ganz entgehen konnte, versuchte er wettzumachen, indem er zum Schluss die Rechnung beglich. Die Handbewegung, mit der er in seine Hosentasche griff, um ein paar Geldscheine hervorzuzaubern, war womöglich das wahrhaft Unverwechselbare an Rensing, sagte sich Kulisch. Auch an jenem Abend in der Havel Bar fiel es ihm schwer, dem Kollegen gegenüber Dankbarkeit zu empfinden. Er rang sich zu einem Lächeln durch, doch spiegelte er im Grunde nur dessen Lächeln.

Alexander Rensing war einer dieser Glückspilze, die sich nie um ihr Glück scheren mussten. Er war mit wohlhabenden Eltern gesegnet, die irgendwo im tiefsten Hessen lebten, dennoch das neue Berlin liebten und sich in den Kopf gesetzt hatten, dass Immobilien eine sichere Altersvorsorge darstellten. Sie hatten nach der sogenannten Wende ein Wohnhaus in einem angesagten Viertel der Hauptstadt erworben. Die Mieteinnahmen versprachen ihnen einen sattem Lebensabend im hessischen Nirgendwo. Und nebenbei verhalfen sie ihrem Sohn zu einem mietfreien Dasein in drei hellen Zimmern mit Einbauküche und einem Balkon voller Topfpflanzen, an der Ecke zur Prenzlauer Allee. Eine komfortable Lage, stellte Kulisch fest, als er sich nach Rensings Abreise dort einfand. Er durchmaß die Wohnung, verstaute seine beiden Koffer im fremden Schlafzimmer und prüfte die Bettwäsche. Er blickte zum Fenster hinaus auf die Fassaden und kam sich wie ein Heuchler vor.